

diesen Kragsteinen beweisen die Mitarbeit von Gesellen der Dombauhütte St. Stephan in Wien. Die Rückseite des Torgebäudes war nur aus Holz erbaut, damit verhindert würde, daß das Torgebäude im Falle der Einnahme durch einen belagernden Feind diesem als Stützpunkt dienen könnte. Etwas westlich dieses Tores stehen noch die Reste eines kleinen halbrunden Turmes, von dem aus die nicht durch den Schild geschützte rechte Seite des Angreifers beschossen werden konnte.

Die Vorburg hatte einen Teich, dessen Abfluß die Burgmühle und den Blasbalg der Burgschmiede betrieb. In dem großen, leicht ansteigenden Gelände der Vorburg befanden sich auch noch die Wohnungen und die Kapelle für das Gesinde, Stallungen, Wirtschafts- und Vorratsgebäude.

Eine Wippbrücke (Zugbrücke mit nach vorne offenem Brückenkeller, der erst später mit Steinen aufgefüllt worden ist) gestattete das Überqueren des tiefen Burggrabens. Der Torraum ist hier mit Sitzbänken für die Brückenwache versehen. Vom Bergfried, der die Vorburg und die Gräben zwischen dieser und der Hauptburg beherrschte, steht heute nur mehr seine westliche Hälfte. Der andere Teil stürzte 1825 ein und seine Trümmer zerschlugen große Teile des Palas. Dennoch gibt der bekronende und vorkragende Wehgang des mächtigen Turmes eine Ahnung von der Bedeutung des Herrschergeschlechtes, das diese Burg bewohnte.

Den Palas betritt man heute durch ein prächtiges hochgotisches, sich nach innen allmählich verjüngendes Spitzbogentor aus Granit, mit seinen sieben Rundstäben bzw. sechs Kehlen, die auf gerade durchlaufenden Sockeln aufruhend. Schwarze Löcher in den Steinwänden, einst die Auflager für die Deckenbalken, lassen die unglaubliche Größe dieses Rittersaales erkennen.

Gegen den Hof zu ragen noch drei granitene, reich profilierte Kragsteine aus der Palaswand.

Nun beginnt der Burgbezirk, der bereits restauriert wurde. Am äußersten Vorsprung des Burgfelsens gegen Südosten liegt die Kapelle. Sie wird erstmals 1355 erwähnt und war den Heiligen Petrus und Paulus geweiht. Sie ist ein eindrucksvolles Beispiel mittelalterlicher Sakralräume. Ein kleiner, eingezogener, aus fünf Seiten eines Achteckes gebildeter Altarraum und ein einschiffiges, dreijochiges Langhaus wurden ursprünglich von Kreuzrippen überwölbt, die ungewöhnlich tief auf Konsolen mit figürlichem Schmuck (Engelsgestalten) ansetzten. Die hohen Spitzbogenfenster zeigen noch die Reste zarter Maßwerke. Die Ostwand der Giebelmauer des Langhauses wird von einem, den ganzen Burghof überragenden Garnitkreuz bekrönt. Die Ausgrabungen 1963 legten noch einen weiteren sakralen Raum frei, den man als die Hauskapelle bezeichnet hat und der ein selten schönes Scherengewölbe aufweist.

Unwillkürlich stellt nun jeder Besucher nach der Betrachtung dieser gewaltigen Burganlage die Frage nach den Besitzern und deren geschichtlichen Bedeutung.

Heute gehören die Burgruine und die sie umgebenden Wälder dem Fürsten Starhemberg, dessen Geschlecht sie von den Schauenbergern 1559 erbt. Durch

die unermüdete Forschungsarbeit des unvergeßlichen Abtes von St. Florian, Jodok Stülz, wissen wir noch viel aus der Geschichte der Schauenberger.

Die Geschichte der Herren von Schauenberg, Grafen des heiligen römischen Reiches, ist die Geschichte von Helden und Heiligen, aber auch von Räubern und Schurken. Um sie zu verstehen, müssen wir uns die Triebkräfte des Mittelalters in Erinnerung rufen. Alles, was das abendländische Mittelalter kennzeichnet, bildete sich allmählich nach der Völkerwanderung und verschwand dann langsam nach dem Tode Karl V.

Grundlegend dafür sind die spannungsgeladenen antiken, germanischen und christlichen Kulturbestandteile. Obwohl die politische Einigung im Fran-

kenreich keinen dauernden Bestand hatte und vom römisch-deutschen Kaisertum auch nur teilweise wiederhergestellt werden konnte, blieb eine gewisse Einheit durch das ganze Mittelalter erhalten. Es war die Glaubenseinheit im Christentum und das einheitliche Weltbild gewahrt worden. Das Mittelalter wird aber auch bestimmt durch die Wandlung von der naturalwirtschaftlichen Adels- und Grundherrschaft über die Blüte des Rittertums und Lehenwesens bis zum Aufstieg des Bürgertums, des Städtewesens und der Geldwirtschaft. Die Herren von Schauenberg, ihre Taten und Unterlassungen, müssen wir daher unter diesen Gesichtspunkten betrachten und am Ende der Ausführungen muß die Erkenntnis stehen, so war es eben damals, ob es uns gefällt oder nicht. (Fortsetzung folgt)

FRANZ GRIMS, TAUFKIRCHEN AN DER PRAM:

Giftpflanzen unserer Heimat

(Fortsetzung)

Viel gefährlicher ist die im Innviertel stellenweise vorkommende Tollkirsche (*Atropa belladonna*). Ist sie



Tollkirsche

im Bezirk Schärding nirgends anzutreffen, so finden wir sie in den Bezirken Ried und Braunau mehrfach, z. B. im Ibmer Moos, im Hausruck und Kobernaßerwald, im Hart-Wald und um Mining. Häufig ist sie in den Voralpen. Die Pflanze bevorzugt lichte Wälder und Kahlschläge. Sie erreicht eine Höhe von etwa 1,5 m. Ihr kräftiger Stängel teilt sich im oberen Stück in drei oder vier schirmartige Seitenäste. Am Stengel und an den Ästen sind große, 8 bis 16 cm lange, eiförmige Blätter zu finden, die an den Enden zugespitzt sind. Sie sitzen ohne Stiel direkt am Stengel, und zwar je zwei einander gegenüber. Die aus den Blattachsen kommenden Blüten sind 2 bis 3 cm groß. Sie zeigen eine rotbraune, schmutzige Farbe und sind von einem kurzen, fünfzipfeligen Kelch umgeben. Die Blütenblätter — ebenfalls fünf — bilden eine glockenförmige, fünfplappige Blumenkrone, die leicht abwärts gerichtet ist. Der Geruch ist unangenehm, widerlich. Die Frucht ist eine schwarzglänzende Beere, die sehr verlockend aus dem Grün der Blätter winkt und so beerensuchende Kinder zu ihrem Genuß verleitet. Gerade diese Beere ist jedoch am giftigsten. Sie enthält so wie die ganze Pflanze das stark wirkende Alkaloid Atropin. Trotzdem werden die Beeren von den Drosseln ohne Schaden gefressen!

Nach dem Genuß einiger Beeren stellt sich zuerst im Hals ein Kratzen, dann ein Brennen ein, gefolgt von Brechreiz und Schwindelgefühl. Darauf folgen Wahnvorstellungen, Fieber und der Tod durch Lähmung des Gehirns. Eine besondere Wirkung ist jene auf die Augen. Durch Einträufeln von ein wenig Atropin zwischen die Augenlider vergrößert sich die Pupille, wird leuchtend und bekommt einen auffälligen Glanz. Die moderne Medizin verwendet Atropin in der Augenheilkunde, bei gewissen Nervenkrankungen und bei Asthma. Bei all diesen Verwendungsmöglichkeiten bleibt aber die Mengenbestimmung allein dem Arzt vorbehalten.

Die Tollkirsche ist ein Vertreter der Nachtschattengewächse (*Solanaceae*). Zu diesen gehören weitere Giftpflanzen, so das Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*), der Stechapfel (*Datura Stramonium*) und der Schwarze und der Bittersüße Nachtschatten (*Solanum nigrum* und *S. dulcamara*). Doch auch mehrere Nutzpflanzen treffen wir in dieser Familie. Es gehören hierher Tabak, Paprika, Tomate und die Kartoffel.

Fast alle Nachtschattengewächse enthalten irgendwelche Alkaloide. In den Tabakblättern ist das bekannte Nikotin angereichert — ebenfalls ein Gift! Der Genuß der Früchte und aller grünen Pflanzenteile der Kartoffel ruft Durchfall, Erbrechen und Schwindelgefühl hervor; denn sie enthalten das Gift Solanin.

Ein interessantes Nachtschattengewächs ist das schon oben genannte Bilsenkraut, das im Innviertel an manchen Orten auftritt. So konnte ich es mehrmals in Taufkirchen an der Pram, Schärding, St. Willibald, Oberberg und Ibmer feststellen. Es ist eine typische Ruderalpflanze, die oft jahrelang nicht gefunden wird, plötzlich auftritt und genau so plötzlich wieder verschwindet. Das Bilsenkraut liebt trockene Straßentrännen, Mauern, Schuttalagerungsplätze und ähnliche wüste Plätze. Die Pflanze wird etwa einen halben Meter hoch. Sie riecht unangenehm und fühlt sich klebrig — pelzig — an. Blätter und Stengel sind dicht drüsig behaart. Die Blüten sind halb zwischen den Blättern

verborgen. Ihre Farbe ist weiß oder schmutziggelb mit blaßvioletter Aderung und dunkelviolettem Grund. Es blüht von Juni bis August. An Giftstoffen enthält das Bilsenkraut die Al-



Bilsenkraut

kaloide Atropin, Hyoscyamin und Scopolamin, am meisten davon die Samen. Die Vergiftungserscheinungen gleichen denen der Vergiftung mit der Tollkirsche.

Das Bilsenkraut ist neben dem Schierling eine der am längsten bekannten

Giftpflanzen. Es war tief verwurzelt in Aberglaube und Volksbräuchen. Im Mittelalter wurde das Kraut mit Essig gekocht und zur Verstärkung der berausenden Wirkung des Bieres verwendet. Grimmelhäuser erzählt im „Simplizissimus“ von Betrunkenen, sie „dürmelten herum, als ob sie Bilsensamen gefressen hätten“. Damals hatte jeder Bierbrauer Bilsenkraut vorrätig, um damit das Bier zu „verbessern“. Seit dem Altertum wurde das Bilsenkraut auch zur Erzeugung von Sinnestäuschungen, als Narkosemittel und zur Herstellung von Hexensalben verwendet. Im Mittelalter atmeten die Vertreter fanatischer religiöser Sekten, wie die Geißler, den Dunst des verbrannten Bilsenkrautes ein, um sich in einen schmerzlosen Rauschzustand zu versetzen. Hexen atmeten die Dünste ein, um Wahnvorstellungen zu bekommen. Andererseits wurde es bei Hexenprozessen den Delinquenten verabreicht, um sie zu besonders eindrucksvollen Geständnissen zu bewegen. Besonders wirksam ist in dieser Hinsicht das Scopolamin, das eine der ersten „Wahrheitsdrogen“ war. In bestimmter Menge genossen, erzeugt es einen Dämmer Schlaf, in dem die Selbstkritik beseitigt wird, der Mensch also enthemmt ist. Noch im vorigen Jahrhundert wurde das „Bilsenöl“ gegen Rheumatismus und der eingeatmete Dunst gegen Zahnschmerzen verwendet. Der Botaniker August Schenk (1815 bis 1891) atmete im Selbstversuch Dünste des Bilsenkrautes 15 Minuten lang ein und spricht von einem „genießenden Schrecken mit unerhörter Bilderfülle“, allerdings sei die Erinnerung daran nur „fetzenweise“ erhalten geblieben.

(Fortsetzung folgt)

genteil verkehren. Beispiele für so mißbräuchliche Entstellungen lassen sich im Zuge der Kommerzialisierung ideeller Werte nur zu häufig feststellen.

Mitunter aber fängt solch eine Fehlentwicklung ganz harmlos an. Da werden z. B. gegen Ende der Schulzeit von Schülern oder von Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit Abschlußveranstaltungen angesetzt, um damit den Eltern und interessierten Gästen einen Einblick in die während eines Schuljahres geleistete Arbeit zu vermitteln. Die Kleineren bringen Kinderreime, die Größeren Märchen zur Darstellung, Kinderlieder und kleine Musikstücke werden dargeboten. Mann will auch den Schulmündigen Gelegenheit zu gewinnender Darbietung geben und meint, hiezu eignen sich „als recht wirkungsvoll“ unsere figurenreichen Volkstänze. Nun finden sich zu solchen Vorhaben oft nur die Mädchen bereit. Aber man weiß sich zu helfen. Viele Mädchen schlüpfen nun in die Lederhosen und sonstigen Trachtenstücke ihrer Brüder und werden dazu gehalten, in möglichst burschikoser Art den „Bum zu mimen“. Für solch kindliche Verkleidungsszenen sind die heimischen Tänze aber keineswegs geeignet. Zumeist handelt es sich hiebei — wie bei Figurenländler u. ä. — um ausgesprochene Liebes- und Werbepflege, die alles andere als kindertümlich sind. Es werden also damit weder dem Kinde, noch den Heranwachsenden, aber auch nicht den völlig falsch gewählten Volkstänzen ein guter Dienst erwiesen. Damit werden nur unerwünschte Voraussetzungen für Fehlentwicklungen und abwegige Wertung einerseits und für den abzulehnenden Volkstumskitsch andererseits geschaffen. Das ist weder im Interesse einer modernen Pädagogik noch im Sinne einer zeitgemäßen Volkstumspflege.

Unfug mit Sitte und Brauch

Von Wissenschaftl. Rat Franz Vogl, Linz

Gibt es das überhaupt? O ja, manches Geschehen und manche, vielleicht gar nicht beabsichtigten Entgleisungen, die immer wieder vorkommen, geben Veranlassung, zu diesem Fragenbereich einige Ue'erlegungen anzustellen.

Sitte und Brauch sind auch heute, wie seit eh und je, wesentliche Teile heimischer Volkskultur. Die Volkskultur aber ist wieder an sich ein gewichtiger Teil der Kultur überhaupt. Und wie man sich mit Recht dagegen zur Wehr setzt, wenn Kulturgüter verunstaltet oder herabgewürdigt werden, so scheint es auch recht und billig, dem Mißbrauch von Sitte und Brauch entgegenzutreten.

Mit der bevorstehenden Hauptsaison im Fremdenverkehr machen sich da und dort Kräfte ans Werk, die weder dem Volkstum noch der Heimat mit ihren nur auf Effekt und Publikumserfolg abgestellten „Brauchtumsdarbietungen“ einen guten Dienst erweisen. Dazu ist mancher sogenannte „Heimatabend“ zu zählen, der mit seichter Unterhaltung, mit schmalzigen Gesängen und derbschlachtigen Tanznummern nur ein Zerrbild der Heimat zu geben vermag. Es kommt auch vor, daß die uns überantworteten Güter der Volkskultur von gerissenen Geschäftemachern für ihre eigennützigen Zwecke mißbraucht werden. Da treten dann von einer Art von Managern gedungene Gruppen von

„watschenplattelnden Salontirolern“ und bühnenwirksam aufgemachten „Cocktaildirndl“ auf und bieten eine Art „Volkstums-Show“, die die ehrbaren volkskulturellen Werte geradezu ins Ge-

Es kommt immer darauf an, für den jeweiligen Kreis und Anlaß das Rechte und Echte bereitzuhalten. Es gibt ansprechendes, kindertümliches Tanzgut in Hülle und Fülle, das von Schülern zur eigenen und zur Freude der Eltern, der Lehrer und der Zuschauer gemeistert und dargeboten werden kann.

Johann Baptist Wengler (1816—1899)

Ein Innviertler Maler des Biedermeier

Im Juni d. J. jährt sich zum 150. Male der Tag, daß Johann Baptist Wengler in St. Radegund an der Salzach im äußersten westlichen Winkel des Bezirkes Braunau geboren wurde. Nur wenige wissen heute mit dem Namen Wengler noch eine Vorstellung zu verbinden. Um so erfreulicher ist es, daß heuer die St.-Radegunder in einer Feier des großen Sohnes ihres Ortes gedenken werden, das ö. Landesmuseum in einer Sonderausstellung eine Auswahl seiner Werke zeigen will und im OÖ. Landesverlag Ried eine Monographie über den Künstler herauskommen wird. Zweifellos wird diese für das Innviertel wertvoll sein, weil Johann Baptist Wengler der einzige Innviertler ist, der zur lebenswürdigen Malerei des Biedermeier etwas beigetragen hat.

Freilich fühlt man sich versucht, hier auch noch einen anderen Anteil für jene

Zeit aus dem Innviertel anzumelden. Ferdinand Georg Waldmüllers Mutter, Anna Elisabeth, war als geborene Widmann eine Rieder Gärtnerstochter. Von ihrem Blute her ist auf F. G. Waldmüller zweifellos künstlerisches Erbgut gekommen; denn unter ihren Vorfahren finden sich nach Max Bauböck (Rieder Gymnasialbericht 1961/62) Altarbauer, Maler, Goldschmiede, aber auch ein Steinbildhauer. Alle diese Berufe erforderten Genauigkeit und Schönheitssinn, der Beruf des Gärtners aber führte zwangsläufig zu intensiver Naturbeobachtung. Alle diese Eigenschaften sind später in F. G. Waldmüller, dem elegantesten Maler des Biedermeier, abermals wirksam geworden und augenfällig in Erscheinung getreten.

Mit dem virtuosen Waldmüller läßt sich Johann Baptist Wengler nun freilich nicht vergleichen, wohl aber konnte

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Die Heimat - Heimatkundliche Beilage der "Rieder Volkszeitung"](#)

Jahr/Year: 1966

Band/Volume: [78_1966](#)

Autor(en)/Author(s): Rödhamer Hans

Artikel/Article: [Schärdinger Zimmererzunft \(1778-1810\) 2-3](#)